



Die Kunst der Versöhnung

Von Nordirland über Südafrika bis in den Nahen Osten:
Padraig O'Malley hat eine Mission. Seit Jahrzehnten bringt der Ire
erfolgreich Konfliktparteien an den Verhandlungstisch.
Er weiß: Erst wenn Menschen sich wirklich begegnen,
schwindet der Hass

Padraig O'Malley, 76, ein hochgewachsener, schlanker Ire mit knöchigen Gesichtszügen, sieht eine europäische Krise aufziehen. Darum hat er rund fünfzig junge Muslime aus neun europäischen Ländern zu einem viertägigen Workshop in der Nähe von Dublin eingeladen. „Vor euch liegt ein weiter Weg. Aber ihr seid hier, weil ihr für die Aufgabe bereit scheint“, hat er zur Begrüßung gesagt. Während Teilnehmer und freiwillige Helfer die Köpfe zusammenstecken und Konzepte für ein besseres Europa ausbrüten, wandelt der weißhaarige Mann wie ein Geist umher, in sich gekehrt, mit verschränkten Armen. Bei Vorträgen wippt er mit dem Oberkörper vor und zurück, wie in Trance und hochkonzentriert zugleich.

Padraig O'Malley ist Professor für Frieden und Versöhnung an der Universität von Massachusetts. Seit fast fünfzig Jahren verhandelt er mit Menschen in Konflikten und Kriegen weltweit. Todfeinde, die sich aus politischen, religiösen oder ethnischen Gründen bekämpfen, hat er an einen Tisch gesetzt. Mit seinem jüngsten Projekt will er der Gewalt zuvorkommen.

Seit den Terrorakten in den USA und später in europäischen Hauptstädten beobachtet O'Malley eine wachsende Angst vor Überfremdung durch Muslime. Sie äußere sich in Vorurteilen. „Muslime gelten als faule, gewalttätige Gruppe, die auf westliche Werte pfeift.“ Diese angstgetriebene Sicht schwebt über den Muslimen wie eine „dunkle Wolke“. Die meisten Muslime würden versuchen, diese Wolke zu ignorieren. „Sie ziehen den Kopf ein, zeigen besonderen Eifer im Job und verbergen ihren Glauben.“ Doch diese defensive Haltung gehe auf Dauer nicht gut, sagt O'Malley. Die Zahl der Muslime werde allein aus demografischen Gründen zunehmen, und irgendwann verwandle sich die Demut in einen Aufruf zur Rebellion. „Aus ‚keep your head down‘ wird ‚stand up for you rights‘“, fürchtet er. Und dann krache es.

O'Malley kennt diese Entwicklung. Aus Nordirland, Südafrika und dem Nahen Osten. Über Jahre ist er immer wieder dorthin gereist und hat mit den wichtigsten Vertretern der Konfliktparteien gesprochen. Stets arbeitet er auf eigene Faust. Die Vereinten Nationen oder staatliche Diplomaten würden ihn nur einschränken. Auf Bodyguards oder Schutzwesten verzichtet er ebenfalls. Er verlässt sich auf seine einzige Waffe: sein Talent, Menschen zu überzeugen.

ES BEGINNT MIT EINER BAR – UND DEM BLOODY SUNDAY IN NORDIRLAND

Einen Eindruck davon bekommt, wer mit ihm spricht. Er fasst seinen Gesprächspartner am Arm, redet auf ihn ein und macht Witze, ermutigt und fordert zugleich. Der Mund lächelt charmant, während seine graublauen Augen seltsam verloren wirken. Eine unheimliche Energie geht von ihm aus. Vielleicht, weil er zerstörerische Abgründe und die Neigung zum Extremismus aus persönlicher Erfahrung kennt. Bis vor 16 Jahren war Padraig O'Malley schwerer Alkoholiker. Seitdem ist er zwar trocken, hat sich jedoch andere Gewohnheiten und Laster zugelegt: Heute ist er beknennend arbeitssüchtig, tablettensüchtig und angstgestört.

Seine Karriere als unkonventioneller Privatdiplomate ist ohne seinen Hang zur Sucht kaum denkbar. Beides beginnt Anfang der Siebzigerjahre. O'Malley ist mit einem Fulbright-Stipendium von Dublin nach Boston gezogen, er studiert in Harvard und an der Tufts Universität Wirtschaftswissenschaften. Als Zahlen und Statistiken ihn zu langweilen beginnen, kauft er eine Bar. Er wird sein bester Gast und philosophiert allabendlich mit Dichtern und Professoren über die afroamerikanische Bürgerrechtsbewegung, den Vietnamkrieg und den Sinn des Lebens. Bis zum „Bloody Sunday“ im Januar 1972. Da erschießen britische Einheiten im nordirischen Derry 13 unbewaffnete Iren auf einer Demonstration für Bürgerrechte. O'Malley, 29-jährig, veranstaltet ein Benefizkonzert in Boston, reist nach Nordirland und überbringt den Angehörigen der Opfer einen Scheck.

Als der Konflikt zwischen Protestanten und Katholiken in Nordirland eskaliert, sammelt O'Malley zunächst noch mehr

Seine einzige Waffe: das Talent, Menschen zu überzeugen

Geld. Dann überlegt er: Statt im Nachhinein zu spenden, könnte er doch präventiv schlichten. „Die Idee war arrogant, ich war betrunken, als ich sie im Pub äußerte“, erinnert er sich. Aber er setzt sie um. Monatelang verhandelt er mit beiden Seiten, dann lässt er dreißig paramilitärische Protestanten und Katholiken nach Boston einfliegen. Er bezahlt Tickets und Aufenthalt, er kann es sich leisten, seine Bar läuft gut. In einem Hotel essen, trinken und diskutieren die Iren sieben Tage lang. Brüllen sich an, messen sich im Armdrücken, singen. Am fünften Tag teilt ein verkaterter Katholik mit einem verkateren Protestanten ein starkes Schmerzmittel. O'Malley hört den Beschenkten sagen: „Danke, du hast einen Freund fürs Leben gewonnen.“

Wenn Menschen sich persönlich begegnen, schwindet der Hass. Diese Erkenntnis leitet ihn fortan. Er hält Kontakt mit den nordirischen Kontrahenten, analysiert und beschreibt den Konflikt anekdotenreich in preisgekrönten Büchern. 1985 richtet sich seine Aufmerksamkeit auch auf Südafrika, wiederum ausgelöst durch irische Proteste. In Dublin verlieren zwölf junge Verkäuferinnen ihren Job, weil sie sich weigern, Grapefruits aus Südafrika zu verkaufen. Sie organisieren Demonstrationen gegen das weiße Apartheidsregime, daraufhin lädt sie Bischof Desmond Tutu nach Soweto ein. O'Malley fliegt mit. In den Townships von Johannesburg lernt er den predigenden Friedensnobelpreisträger kennen und begegnet Winnie Mandela, der Frau des damals seit 22 Jahren eingesperrten Freiheitskämpfers Nelson Mandela. Warum stehen normale, aufgeklärte Bürger der gewaltsamen Unterdrückung von Schwarzen im eigenen Land so gleichgültig gegenüber? Diese Frage lässt ihn nicht los und führt ihn immer wieder zurück



LÖSUNG GESUCHT Wie lässt sich einem Konflikt zwischen Muslimen und Nicht-Muslimen vorbeugen? Padraig O'Malley, rechts, bringt in der Initiative „Globale Allianz von Muslimen für Gleichberechtigung“ junge Muslime in einem Zelt zusammen und hofft, Angst und Vorurteile abzubauen



nach Südafrika. 13 Jahre lang, während und nach dem Ende der Rassentrennung, führt er Hunderte Interviews mit Schwarzen und Weißen, Aktivisten und Regierungsmitgliedern. Die einen begegnen den anderen nicht ihm Alltag, stellt O'Malley fest. „Wenn Menschen unsichtbar werden“, schreibt er, „verschwinden sie aus

DER KAMPF MIT SICH SELBST GIBT IHM KRAFT FÜR DIE ARBEIT

dem Bewusstsein der anderen.“

Es ist wie in Nordirland. Auch dort leben Katholiken und Protestanten in unterschiedlichen Vierteln, besuchen andere Schulen, trinken in getrennten Pubs, viele verschanzen sich hinter Mauern und hohen Wellblechzäunen. Als der Konflikt in seiner Heimat sich verschärft und ein regelrechter Bürgerkrieg herrscht, versucht O'Malley noch einmal zu vermitteln. Anderthalb Jahre verhandelt er mit Vertretern der katholischen Sinn Féin und den protestantischen Ulster Unionists. Er bittet Nelson Mandela, nun Präsident in Südafrika, um Hilfe – der sagt zu. 1997 fliegen Vertreter der verfeindeten Parteien in getrennten Flugzeugen nach Kapstadt und nächtigen in separaten Hotels. In Vier-Augen-Gesprächen erklären Mandela und Roelf Meyer, einer der wichtigsten Unterhändler der Apartheids-Regierung, wie Versöhnung geht. Eigentlich einfach: Von sich selbst erzählen, von Familie, Freunden und der Sehnsucht nach Frieden – und dem anderen dasselbe zubilligen. Im Jahr darauf beschließen die irischen Konfliktparteien im Karfreitagsabkommen ihre Entwaffnung.

Menschen aus einer zerrissenen Gesellschaft können Menschen aus anderen zerrissenen Gesellschaften helfen. Diese zweite Erkenntnis wendet O'Malley im doppelten Sinn an. Einmal 2007 im Irak, wo er Nordiren und Südafrikaner mit Sunniten, Schiiten und Kurden zusammenbringt. In Helsinki unterzeichnen die verfeindeten Iraker ein Jahr später eine Übereinkunft, Streitigkeiten friedlich beizulegen. Lange gewirkt hat sie leider nicht, bedauert O'Malley, der auch selbst Hilfe sucht. 2002, nach 36 Jahren unzähliger komatöser Räusche, macht er einen Entzug und wird Mitglied bei den Anonymen Alkoholikern. Das Prinzip, sich gegenseitig von seiner Sucht und inneren Kämpfen zu erzählen, gibt ihm Kraft – und es scheint wie eine Parallele zu seinen Verhandlungen mit Kriegsparteien. Er bleibt trocken, stürzt sich dafür aber noch tiefer in Arbeit. Er reist rastlos, schreibt ein Buch nach dem anderen und gründet das Forum „Cities in Transition“, in dem sich Kommunalpolitiker aus aktuell und einst gespaltenen Städten wie Belfast, Berlin, Sarajevo, Bagdad, Jerusalem und Ramallah jährlich treffen und austauschen.

2016 initiiert er sein jüngstes Projekt: eine „Globale Allianz von Muslimen für Gleichberechtigung“. Drei- bis viermal bereist er zwölf europäische Städte, spricht mit Gemeindevertretern, lernt Mitarbeiter in Jugendzentren kennen, die wiederum junge Leute fragen, ob sie sich für O'Malleys Projekt einsetzen wollen. Vergangenes Jahr kamen sie erstmals zusammen, nun sind die jungen Erwachsenen zwischen 16 und 26 Jahren erneut ange-reist. In einem Partyzelt, umgeben von spätherbstlich gefärbten Hügeln und Wäldern am Rande der Wicklow Mountains, ent-

wickeln sie Projekte, die Integration erleichtern und Nicht-Muslimen die Angst vor dem Islam nehmen sollen. Sie notieren Fragen auf Papierbahnen, malen Skizzen auf Flipcharts, erzählen persönliche Geschichten. Wodurch fühlen sie sich diskriminiert? Wie werden sie die dunkle Wolke los, die O'Malley über ihren Köpfen schweben sieht? Wie wollen sie ihren Glauben leben?

Ihnen fällt auf, wie unterschiedlich sie sind. Die Hälfte der Frauen trägt ein Kopftuch, den Hijab, die andere Basecaps oder offenes Haar. Einige Männer versammeln sich in den Pausen zum Gebet, die anderen trinken Kaffee oder spielen Fußball. Sie studieren oder arbeiten als Erzieher, Vertriebsberater oder Softwareunternehmer. Manchen Teilnehmern wird klar, dass sie selbst Vorurteile pflegen. Nicht jeder Islamkritiker sei ihnen feindlich gesinnt, sagt ein Dozent. Das verunsichert einige. O'Malley kennt diesen Prozess. Der ist kritisch. „In Friedensverhandlungen ist der Abbau von Vorurteilen zunächst mal ein Verlust“, sagt er. „Er raubt den Menschen ihr Lebenskonzept: ein Feindbild, das Gefühl von Zusammengehörigkeit – ‚wir gegen die anderen‘.“ Konflikte stiften Sinn. Nähern sich Konfliktparteien an, entdämonisieren sie sich, sie erleben eine Art Entzug. Die Gefahr ist weg, ein anderer Lebenssinn muss her, eine neue Identität.

Wer sind wir, was wollen wir von uns erzählen, und wie? Diese Fragen versuchen die jungen Muslime nun zu klären – bevor es zu einem gewaltsamen Konflikt mit Nicht-Muslimen kommt. Ein muslimischer Bürgerrechtler erzählt vom Dschihad. Er versteht ihn nicht als „Heiligen Krieg“, sondern als „Anstrengung auf dem Weg zu Gott“. In einer Kampagne hat er Busse und Bahnen mit Plakaten bekleben lassen: Auf einem trägt eine Frau Hijab und Hantel und sagt, ihr Dschihad sei es, fit zu bleiben. Auf einem anderen verrät eine Mutter, ihr Dschihad sei es, den Tod ihres Sohnes zu vermeiden. O'Malley zieht anerkennend die Brauen

Der Abbau von Vorurteilen ist zunächst mal ein Verlust

hoch. Der Dschihad als innerer Kampf. Er führt auch einen.

Am letzten Abend wird den Muslimen ein Dokumentarfilm gezeigt: „The Peacemaker“. O'Malley ist der Hauptdarsteller. Sie erfahren von seinen Süchten, seiner erzkatholischen Kindheit, seiner inneren Leere. Sie merken: Seine Zerrissenheit liefert ihm die Kraft für seine Projekte. Ohne sie wären sie nicht hier.

Seit Beginn des Workshops seien seine Ängste weg, sagt O'Malley, ganz ohne Tabletten. Er genießt die Ungewissheit des Projekts. Er hat mehrere Tausend Euro in die Initiative investiert, für Unterkunft, Reisen und Essen. Und er hat Freunde und Bekannte überzeugt, noch was draufzulegen. Vielleicht findet die Initiative Nachahmer und wird ein Erfolg. Vielleicht zerschlägt sie sich bald. Er lächelt: „Das macht den Reiz aus.“ ●

